Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 199

Artikel: Eine Ausstellung mit ungewissem Ausgang
Autor: Loewy, Hanno
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-884674

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Ein gewisses jüdisches Etwas» im jüdischen Museum Hohenems ist keine normale Ausstellung. – Die Besucherinnen und Besucher bestimmen selber, wo es langgeht.

VON HANNO LOEWY

Eine Ausstellung mit ungewissem Ausgang

Der Wert der Städte bestimmt sich nach der Zahl der Orte, die in ihnen der Improvisation eingeräumt sind. *Siegfried Kracauer, 1926*

Kaum ein Museum hat so viel mit den Fantasien seiner Besucher zu tun wie ein jüdisches Museum. In kaum einem anderen Museum begegnet man einer so extremen Spannung zwischen den mitgebrachten Bildern, Vorannahmen und Deutungen und den tatsächlichen Erfahrungen, die sich in den Objekten ausdrücken. Das hat nicht nur mit der Auslöschung grosser Teile des europäischen Judentums im 20. Jahrhundert zu tun, sondern auch mit einem sehr viel älteren Phänomen. Der Tatsache, dass die beiden grossen Weltreligionen die alte jüdische Geschichte, die heiligen Schriften der Hebräer, ihre Propheten, zu ihrer Vorgeschichte, zu ihren heiligen Büchern, zu ihren Propheten gemacht haben, ohne die Juden zu fragen. So stehen heute sechzehn Millionen Juden vielleicht vier Milliarden Menschen gegenüber, welche die Juden – oder irgendwelche Fantasien über sie – zum Unterpfand ihrer eigenen Identität gemacht haben und noch immer machen.

Von den Besuchern lernen

«Jüdisches» zu präsentieren bedeutet heute vor allem eines: von anderen gemachte Bilder zu dekonstruieren, Schichten abzutragen, Deutungen in Frage zu stellen, die entweder aus den Bedürfnissen von Nichtjuden entstanden, oder aus einer keineswegs gleichberechtigten Kommunikation zwischen jüdischer Minderheit und nicht-jüdischer (also hier: christlicher) Mehrheit. Auch jüdische Selbstbilder konkurrieren miteinander und jüdische Museen müssen zu den eigenen Ver-bandsinteressen Distanz wahren. In diesem Spannungsfeld von An-eignung und Infragestellung können sich jüdische Museen kaum naiv an ein Pathos der Aufklärung halten, solange dieses sich nicht konsequent dialogisch verhält.

Als Museumsmacher wissen wir vielleicht sehr viel über das, was wir ausstellen, aber nie mehr als die Summe unserer Besucher. Zumeist ist es eher unsere eigene Neugier, welche Besucher ansteckt, nicht unser

Wissen. Und im jüdischen Museum Hohenems wollen wir von unseren Besuchern ebenso viel lernen, wie sie vielleicht bei uns erfahren können.

Sich historisch verhalten

Als wir vor sieben Jahren dazu einluden, uns Geschichten über jüdische Kindheiten in Österreich, der Schweiz und in Deutschland zu erzählen, da wollten wir die Unterschiede und Vielfalt jüdischer Erfahrungen kennenlernen. Als wir am Ende unserer Ausstellung «Shlock-Shop – Die wunderbare Welt des jüdischen Kitschs» alle Exponate unter den Besuchern versteigerten, ging es um eine spielerisch-ironische Deutung davon, dass die meisten Gegenstände identitätsstiftend sind und aus dem Alltag stammen und auch dahin zurückkehren können.

In der Ausstellung «Lange Zeit in Österreich» haben wir Migranten in Vorarlberg dazu animiert, ihre eigenen Archive zu öffnen und sie aufgefordert, sich gegenüber sich selbst historisch zu verhalten, sprich, zu entdecken, dass sie hier schon eine Geschichte haben.

Und als Katarina Holländer und Michael Guggenheimer uns fragten, ob wir auch in Hohenems ihr Projekt «ein gewisses jüdisches Etwas» realisieren möchten, waren wir Feuer und Flamme.

Zumeist ist es eher Neugier der Museumsmacher, welche die Besucher ansteckt, nicht ihr Wissen.

Das Heft aus der Hand geben

Wir liessen uns aber erst einmal Zeit. Ein solches Projekt lebt von der intensiven Kommunikation. So schauten wir gelassen zu, wie das Projekt zunächst im Zürcher Landesmuseum als Tagesevent, dann in München, Frankfurt und Augsburg als Ausstellung realisiert wurde. Und setzten darauf, dass die Community des Hohenemser Museums dieses «Etwas» zu etwas ganz Besonderem machen würde: zu einem Raum der Reflexion und der ironischen (Selbst-)Erkenntnis, einem Treffpunkt unterschiedlichster Menschen, die das Museum als Ort der Zivilgesellschaft ernst nehmen, in dem konträre Selbstentwürfe und Auffassungen in einen dichten und spielerischen Austausch treten können.

Katarina Holländer hatte die Regeln für dieses Spiel denkbar einfach und zugleich anspruchsvoll entworfen. So entstand unsere erste Ausstellung, bei der wir das Feld fast vollständig unseren Besuchern überliessen; sie zu Ausstellungskuratoren werden liessen.

Lebhafte Entstehung der Ausstellung

Am 17. Oktober von neun bis dreizehn Uhr war jede und jeder, jüdisch oder nicht, von nah oder fern, dazu eingeladen, ein «gewisses jüdisches Etwas» ins Museum zu bringen und es dem Museum bis zum 20. März zu überlassen. Jede Teilnehmerin, jeder Teilnehmer erzählt in einem kurzen Text, worum es sich bei diesem jüdischen Etwas handelt, seine Geschichte, seine individuelle Bedeutung.

Wer vorher versuchte, Katarina oder mir oder anderen Museumsmitarbeitern Tipps zu entlocken, was man mitbringen solle, wurde freundlich darauf verwiesen, dass es vor allem ihre Entscheidung sei. Diese konnten wir niemandem abnehmen. Freilich, dafür wurde umso mehr im Familienkreis oder unter Freunden die Frage diskutiert, was die – also wir – wohl erwarten; um irgendwann der Frage Platz zu machen, was man selbst für ein jüdisches Etwas hält.

Die Teilnehmer wurden schliesslich mit ihrem Etwas auf Polaroid festgehalten (übrigens die Erfindung eines jüdischen Technikers). Anonyme Einreichungen akzeptierten wir nicht – ein Fall wartet immer noch in meinem Büro darauf, dass die Person sich zu erkennen gibt. Wer wollte, konnte sich im Studio des Museums-Senders «Radio Mikwe» mit seinem Text aufnehmen lassen. Und für den ganzen Tag verwandelte sich das Museum in einen Bienenstock, in dem geredet, diskutiert und viel gelacht wurde, während in den Wechselausstellungsräumen unsere Designer und das Museumsteam fieberhaft das Kunststück vollbrachten, die Vitrinen fertigzubauen und die Ausstellungsobjekte, Texte und Fotos für die Eröffnung am Nachmittag in Position zu bringen, was einen gewissen sportlichen Reiz hatte. Am Ende waren mehr als 115 Etwasse an Ort und Stelle.

Spurensuche nach jüdischer Erfahrung

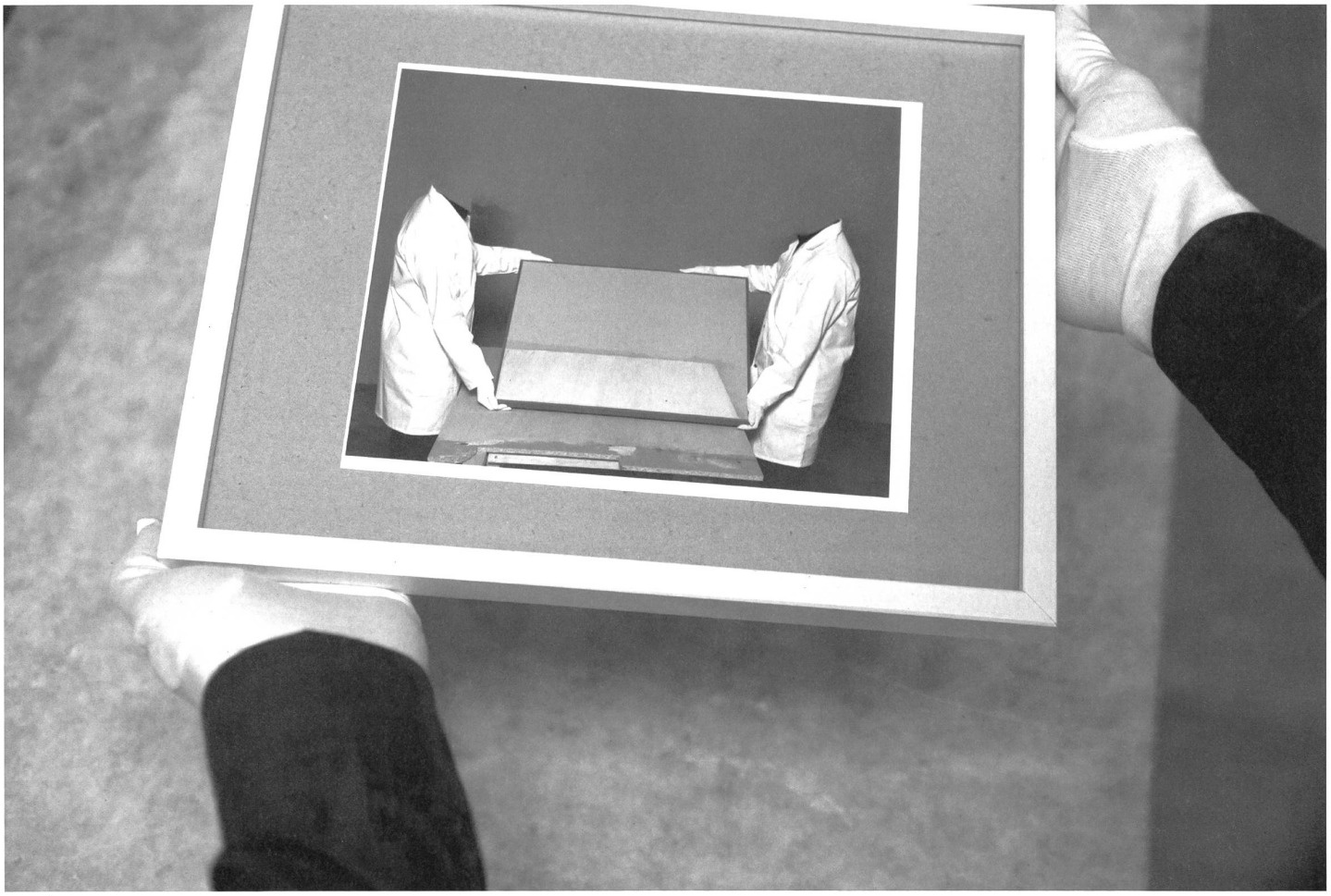
Was war entstanden? – Eine virtuelle Reise durch Raum und Zeit jüdischer Erfahrung und Erfahrung mit Jüdischem. Viele Objekte erzählen von der Suche nach eigener Identität und häufig genug vom ironischen Akzeptieren, dass es diese wohl allenfalls als Fantasie, als Mix, als etwas Ausgehandeltes und Gemachtes gibt. Wie die jüdische Chanukkaleiter aus Zürich, die aus dem Zusammenleben von Juden und Nichtjuden in einer Familie hervorging, eine echt festtechnische Innovation. Solches Zusammenleben kann auch Neugier fördern, auf das, was universell ist, und das, was nicht so leicht zu teilen ist.

Die Spurensuche nach jüdischer Erfahrung fördert so manch vergessenes Familiensilber zutage und den Inhalt lange schlummernder Schuhschachteln, in der ein Foto des jüdisch-arabischen Vaters entdeckt wird. Und manchmal bekommt altes Leuchtgerät aus dem familiären Erbe auch unfreiwillig wieder eine jüdische Bedeutung, zum Beispiel beim Versuch, es auf einem Flohmarkt zu verscherbeln.

Andere Teilnehmer brachten Spuren jüdischen Lebens aus Hohenems und der Region mit. Einen Koffer von Flüchtlingen oder zwei Messingsterne, die ein Kind (mittlerweile in reifem Alter) nach der Zerstörung des Innenraums der Hohenemser Synagoge aus dem Schutt rettete. Ohne zu wissen, dass die zwei Sterne das einzige sind, was von der Hohenemser Synagoge überhaupt noch übrig ist. Viele mitgebrachte Etwasse haben auch auf andere Weise mit dem Holocaust zu tun. So verweist ein Fragment einer Torarolle, die von einem deutschen Soldaten als Packpapier für ein Feldpostpäckchen an seine Verlobte missbraucht wurde, auf die Spannung zwischen jüdischer Erfahrung und fremder Aneignung.

Bedeutungen aushandeln

Ganz anders mag das auch für die so widersprüchlichen Verweise auf die Bedeutung Israels für die jüdische Gegenwart sein, die in der Ausstellung zu finden sind. Manche Objekte sind mit Erfahrungen auf Reisen verbunden, die für viele Menschen zum ersten Mal eine Begegnung mit Juden und jüdischem Alltag bedeuteten und deren Souvenirs für Versuche der Annäherung stehen. Für Juden hingegen erscheint Israel in dieser Ausstellung oft als Objekt schmerzhafter Ambivalenz. Stolz und Enttäuschung, Liebe und Hass auf das Land deuten viele Objekte an – vom Fragment eines israelischen Panzers zum geklauten Familienfoto, von einer kitschigen Bronzeflamme, die an einen unter ungeklärten Umständen ums Leben gekommenen israelischen Soldaten erinnern soll, bis zum Bohrkopf, mit dem der Vater eines Teilnehmers in Israel nach «echt jüdischem» Erdöl gebohrt hat.

Für manche erscheint das Land als Quelle des Selbstvertrauens, für andere als Zumutung, doch allen ist ein Leben in der Diaspora gemein. Und das heisst auch ein Leben, in dem jede Bedeutung des Eigenen ausgehandelt werden muss. Ein Museum ist auch dafür ein ganz guter Ort, so scheint es, aber wir werden nicht jedes Mal so radikal dafür eine Bühne öffnen können. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, unsere Besucher produktiv zu verwirren. Ab April gehts um «die Türken in Wien». Mehr wird vorerst nicht verraten.

Hanno Loewy, 1961, ist Medienwissenschaftler und Direktor des Jüdischen Museums Hohenems.